

Schlesische Geschichtsblätter

Jahrgang 1929

A 115 I

BJ-12

Nummer 1

Inhalt

Lh. Maschke: Die Vermessungen des Kartographen Hammer in Oberschlesien und F. N. Zimmermanns „Beiträge zur Beschreibung Schlesiens“; zwei Quellen zur friderizianischen Kolonisation in Oberschlesien.

S. Meuß: Der Name „Riesengebirge“.

F. Wiedemann: Ein Stückchen Aberglaube im Bereiche Friedrichs des Großen.

P. Anötel: Glockeninschrift.

M. Hellmich: Übersichtskarte der schlesischen Gemartungsgrenzen. [D. Schwarzer.]

Mitteilungen.

Breslau
Trewendt & Granier
1929

Jährlich 3 Hefte: Januar, April und Juli

Schlesische Lebensbilder, III. Band

Schlesier

des

17. bis 19. Jahrhunderts

Namens der

Historischen Kommission für Schlesien

herausgegeben von

f. Andreae, M. Hippe, P. Knötel, O. Schwarzer

In Leinen gebunden Preis 9 RM.

55 Lebensbilder hervorragender Schlesier aller Berufe und Stände, verfaßt von 53 namhaften Gelehrten und Praktikern, von 428 Seiten Großoktav mit 36 Bildnissen nach Gemälden von Jakob Eybelwieser, Michael Willmann, Karl Sohn jun., Arnold Busch, Georg Schulz, Bernhard Bock u. a.

Der 1. Band, im Jahre 1922 herausgekommen, enthält 76 Lebensbilder mit 32 Bildnissen und kostet in Ganzleinen gebunden 6,— RM. (der 1. Band ist nahezu vergriffen und wird nur noch zusammen mit Band II und III abgegeben). — Der 2. Band ist im Jahre 1926 erschienen. Er enthält 60 Lebensbilder mit 32 Bildnissen. Preis in Ganzleinen geb. 7,— RM.

Ausführliche Inhaltsverzeichnisse zu Diensten.

Verlag von Wilh. Gottl. Korn in Breslau

H. 34/14

Schlesische Geschichtsblätter

Mitteilungen des Vereins für Geschichte Schlesiens

1929

Namens des Schriftleitungs-Ausschusses
herausgegeben von A. Dutke und E. Randt

Nr. 1

Inhalt: Th. Maschke: Die Vermessungen des Kartographen Hammer in Oberschlesien und F. A. Zimmermanns „Beiträge zur Beschreibung Schlesiens“; zwei Quellen zur friderizianischen Kolonisation in Oberschlesien. — H. Meuß: Der Name „Kiesengebirge“. — F. Wiedemann: Ein Stückchen Aberglaube im Bereiche Friedrichs des Großen. — P. Knötel: Glodeninschrift. — W. Hellmich: Übersichtskarte der schlesischen Gemarkungsgrenzen. [D. Schwarzer.] Mitteilungen.

Die Vermessungen des Kartographen Hammer in Oberschlesien und F. A. Zimmermanns „Beiträge zur Be- schreibung Schlesiens“; zwei Quellen zur friderizianischen Kolonisation in Oberschlesien.

Von Theodor Maschke.

Im Auftrage des schlesischen Provinzialministers v. Hohm, mit Zustimmung König Friedrichs, vermaß der Ingenieurleutnant Hammer in den Jahren 1782 bis 1784 das rechts der Oder gelegene Oberschlesien ¹⁾.

Zweck des Unternehmens war, eine kartographische Übersicht über die in Oberschlesien seit 1742 entstandenen ländlichen Kolonien zu geben. Das Werk diente mithin nicht militärischem Zwecke, wie das sonst bei den friderizianischen Aufnahmen in erster Linie der Fall war; es wurde jedoch ebenfalls sekretiert und war für den König bestimmt.

Der Arbeitsertrag der Feldaufnahmen Hammers und des ihm beigegebenen technischen Personals ist in einer Mappierung ausgewertet, die 44 Blätter (Sektionen) von etwa gleicher Größe enthält ²⁾. Die Lage der Sektionen wurde auf einem Übersichtsplan veranschaulicht. Die Orientierung geht nach NO. Die Nordrichtung ist vereinzelt angegeben. Der Maßstab läßt sich auf 1:24 000 feststellen, ist somit etwas größer als der des Meßtischblattes ³⁾. Mit Ausnahme des Kreises Groß-Wartenberg sind sämtliche Kreise von Oberschlesien, soweit sie insgesamt auf der rechten Oberseite lagen, sowie die Teilgebiete der vom linken Ufer übergreifenden Kreise (Brieg, Oppeln, Ra-

¹⁾ Den Schriftwechsel zwischen beiden in dieser Angelegenheit s. Bresl. Staatsarch. Rep. 199, V 2, a. Er bietet nichts Erwähnenswertes. Hammer unterschreibt sich hier stets als Hammar.

²⁾ Seit 1919 befindet sich die Karte in der Preussischen Staatsbibliothek zu Berlin, Sign. N 16055; G. Troschel hat sie handschriftlich erläutert.

³⁾ Die Karte selbst ist mit einem Meilenmaßstab versehen: Eine deutsche Meile gleich 10 000 Schritt.

tibor) inbegriffen. Sektion 1 trägt den unten gen. umständlichen Titel¹⁾. Kurz und bezeichnend könnte man die Karte „Hammerſche Koloniekarte“ nennen. Enthalten iſt die geſamte ſtädtiſche und ländliche Siedlung, Waldbedeckung, Gewäſſernez und Geländedarſtellung²⁾. Die Aufnahme war nicht zur Veröffentlichung beſtimmt und iſt auch nicht geſtochen worden. Weder die geographiſche noch die hiſtoriſche Forſchung haben ſie biſher benutzt. Sie kann als die Ergänzung der von 1763 bis 1770 entſtandenen Reglerſchen Karte der Provinz angeſehen werden, die das rechts der Oder liegende Oberſchleſien nicht berückſichtigte. Angeſichts der frühen Zeit der Entſtehung haben wir nach Anlage, Ausmaß und Ausführung ein namhaftes topographiſches Kartenwerk vor uns. Die erſte Landesaufnahme Oberſchleſiens!

Die Bedeutung der Hammerſchen Karte iſt nicht leicht zu unterſchätzen. Sie iſt einmal für die Geſchichte des Inhaltes kartographiſcher Darſtellungen wichtig. Die erſte ſiedlungsgeographiſche Karte; ſo könnte man ſagen. Als Anſchauungsmittel im Dienſte der geographiſchen Wiſſenſchaft wurden derartige Karten bekanntlich erſt viel ſpäter entworfen. Dieſer Geſichtspunkt beſchäftigt uns jedoch hier nicht. Vielmehr ſoll unſere Karte als hiſtoriſche Quelle zur friderizianiſchen Kolonisation gewertet werden, wobei ſie ihre primäre Bedeutung für die ſchleſiſche Landesgeſchichte erweiſen ſoll. Als Vergleich ziehen wir die Nachrichten F. A. Zimmermanns über die Kolonisation aus ſeinen „Beiträgen zur Beſchreibung Schleſiens“ heran³⁾, und zwar in Anbetracht deſſen, daß ſeine Autorität als topographiſch-ſtatistiſcher Gewährsmann ziemlich unbeſtritten iſt, ſo, daß man ihn gleichſam als Kontrolle für Nachrichten benutzt hat, die aus anderer Quelle ſtammt⁴⁾. Das iſt nicht zu verwundern. Die ſchematiſche Form, die der hiſtorifizierenden, geographiſchen Literatur des 18. Jahrhunderts eigen iſt, jene Miſchung ſtatistiſcher Angaben mit unterrichtenden hiſtoriſchen Exkursen, die das Ganze kurzweiliger machen ſollen, iſt dazu angetan, das quellenkritiſche Mißtrauen nicht ſogleich aufkommen zu laſſen. Ein Ortsverzeichnis mit genauen Angaben über die Zahl der Einwohner, ihre ſoziale Struktur, das Gründungsjahr der Siedlung wird nicht ſo leicht von Anfang Zweifel an ſeiner Zuverläſſigkeit ausgeſetzt ſein. Die Prätenſion der Genauigkeit, die eben ſchon in der Form ſich ankündigt, hält Bedenken hintan. Zimmer-

¹⁾ Charte derer Gegenden Schleſiens Auf der Pohlniſchen Oberſeite, Welcher das Theil Ober- und Niederſchleſiens zwiſchen der Oder und Pohlen von Teſch unterhalb Ohlau belegen, über Ramslau und Reichthal längſt der pohlniſchen Gränze, und Teſchenſche Gränze, bis wieder an die Oder belegen und zum behuff der Colonien aufgenommen vom Monath Dezember 1782 an bis ultimo July 1784, und iſt in 44 Sektionen eingetheilt.

²⁾ Die Vorwürfe, die J. Partſch in den Erläuterungen des Katalogs der kartographiſchen Ausſtellung, Breslau 1901, erhebt gegen die Art der techniſchen Ausführung der Karte, ſcheinen mir unberechtigt.

³⁾ Erſch. Brieg 1783—1797 (13 Bde.).

⁴⁾ J. wird in der ſchleſiſchen Landesgeſchichte als authentiſches Nachſchlagewerk benutzt. In Ortsgeſchichten fand ich nicht ſelten ſeine Artikel mit dem gleichen Text übernommen.

manns Werk ist zudem die einzige, räumlich die ganze Provinz umfassende topographische Statistik und gibt im Allgemeinen von der Bevölkerung, Wirtschaft, Siedlung und Lokalgeschichte Schlesiens während des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts ein gutes Bild. In landes- und ortsgeschichtlichen Darstellungen ist es ständig zitiert. Eigenartigerweise ist weder die Arbeitsart des Autors noch die quellenkritische Beschaffenheit seiner Beiträge zusammenhängend und systematisch untersucht worden¹⁾. In einem unlängst in den Geschichtsblättern erschienenen Aufsatz habe ich die grundsätzliche Überlegenheit der kartographischen Überlieferung über die Art von Werken wie das Zimmermannsche behauptet und aus allgemeinen Kriterien dargelegt²⁾. Es scheint mir angebracht, auch an einem einzelnen Problem der schlesischen Landesgeschichte, dem Ausmaß der friderizianischen Kolonisation, diese von mir vertretene Auffassung zu erläutern und zu erweisen.

Aus den behördlichen Akten über den Vorgang der hauptsächlich in den Jahren 1771 bis 1777 mit staatlichen Mitteln unternommenen und unterstützten ländlichen Kolonisation ist — aus an dieser Stelle nicht näher zu untersuchenden Gründen — nicht sicher zu ersehen, wieviel neue Ortschaften auf diese Art in Schlesien etwa gegen Ende jenes Siedlungswerkes entstanden waren. Es ist bedauerlicherweise bisher kein ernsthafter Versuch gemacht worden, ein genaues Inventar dieser Neusiedlungen aufzustellen³⁾. Über Ansätze ist man nicht hinausgekommen. Im Weiteren scheiterten diese an der inhaltlichen und formalen Unzulänglichkeit der archivalischen Unterlagen, sowie mangels der Anwendung von sachkritischen Methoden. Hier hätte an die ortskundliche Beschaffenheit des friderizianischen Siedlungstypes angeknüpft werden müssen⁴⁾, der auch auf dem Westfälischblatt für den Unterrichteten gut zu erkennen ist. Auf diesem Wege hätte sich wohl eine Vorstellung von dem Umfang der damals vor sich gegangenen Neusiedlung ergeben.

Angeichts der doppelt exponierten Grenzlage unserer Heimatprovinz ist es vornehmste Aufgabe der landesgeschichtlichen Forschung, die Zeugnisse jeglicher Überlieferung über den Zuwachs an deutscher Siedlung in Schlesien bekannt zu machen und auf die Erkenntnismöglichkeit zu prüfen, die sie bieten.

¹⁾ Nachrichten über ihn selbst gibt der in den Schlesienschen Provinzialblättern 1815 (Bd. 61, S. 485 ff.) erschienene Nekrolog über ihn; vgl. auch Ztschr. d. V. f. Gesch. Schles. Bd. 27, S. 232 f.

²⁾ Der Quellenwert der staatlichen Landesvermessungen Friedrichs des Großen usw., Schles. G. bl. 1928, S. 3.

³⁾ Das Verzeichnis in Fedmers Wirtschaftsgeschichte ist so unübersichtlich, wie nur möglich. Auf seine Unvollständigkeit hat bereits Ziekursch hingewiesen. (S. 4 Anm. 2.)

⁴⁾ Instruktive aus der Zeit selbst stammende Flur- und Ortspläne sind in Kuhns Buch „Friderizianische Kleinsiedlungen“ enthalten, Hannover 1916. Leider hat R. dabei schles. Pläne, wie ich sie im Breslauer Staatsarchiv von den Kolonien Neu-Anhalt und Neu-Bodiebrad fand, nicht berücksichtigt. Grundsätzlich besteht übrigens zwischen den schles. und den in anderen preuß. Gebieten gegründeten frid. Koloniedörfern kein siedlungskundlicher Unterschied.

Nach der bisher vertretenen Ansicht über den Hergang des staatlichen Siedlungswerkes speziell in Oberschlesien ¹⁾ ist das geplante Programm nach Zahl der anzulegenden Dörfer nicht in der angelegten Frist (1774—1777) zustande gekommen, sondern zum guten Teil erst in den 80er und 90er Jahren des Jahrhunderts. Das ist richtig; es fragt sich nur, ob diese Verzögerung in dem Maße statthatte, daß die aus diesem Grunde abfällige Beurteilung des Kolonisationswerkes, des beteiligten Beamtentums und des grundbesitzenden Adels ²⁾ nicht einer billigeren Auffassung Platz zu machen hätte.

Bis 1777 sollten in Oberschlesien 139 neue Dörfer errichtet sein (s. auch S. 5). Wieviel davon etwa 1780 vorhanden waren, zu einer Zeit also, wo billigerweise alles erst einigermaßen unter Dach und Fach sein konnte bei der kurzen Zeit, die zur Verfügung gesetzt war, stand bislang noch nicht fest. Die Benutzung der Hammerschen Karte, deren Inhalt für diesen Zeitpunkt etwa entscheidend ist, müßte also hier Klarheit bringen.

Es ist eigentümlich, daß Hohm, dessen Berichterstattung aus den 70er Jahren an den König als nicht mit dem Erreichten übereinstimmend aufzufassen ist, sich veranlaßt fühlte, ausgerechnet durch eine Kartenaufnahme, dem sichersten Kontrollmittel in dieser Frage, die Nachprüfung seiner früheren Angaben zu ermöglichen. Für eine Erklärung stehen zwei Möglichkeiten offen: der Minister hat entweder ein nicht so schlechtes Gewissen wegen seiner Berichte gehabt, das heißt, er glaubte, ein kleines Zurückbleiben hinter dem Geplanten vertreten zu können oder aber, er hat Hammer zu einer Fälschung veranlaßt, indem auf die Koloniekarte mehr Ortschaften eingetragen wurden, als bestanden. Daß Hammer sich hierzu bereitgefunden hätte, kann man annehmen. Sein Lebensweg ist nicht allzu gerade gerichtet. Das läßt sich trotz der wenigen Nachrichten erkennen, die wir über ihn haben ³⁾. Bei einer eingehenden Prüfung seiner 44 Sektionen ergibt sich jedoch, daß man ihn und seinen Auftraggeber zu Unrecht verdächtigen würde. Hammer hat seiner Karte auf Sektion I eine primitive Legende mitgegeben, die die Art kennzeichnet, in der die Kolonieorte zeichnerisch wiedergegeben sind. Es handelt sich dabei um keine symbolische Signatur, sondern es ist einfach der Typ des friderizianischen Dorfes als Unterscheidungsmittel von der Darstellung der übrigen ländlichen Sied-

¹⁾ Infolge des Ausmaßes der Hammerschen Karte beschränken wir unsere Untersuchung nur auf das von ihr gedeckte Gebiet.

²⁾ Vgl. besonders J. Zievers, „Die innere Kolonisation im altpreuß. Schlesien“, *J. f. Gesch. Schles.*, 1915, und ds. in „100 Jahre schlesischer Agrargeschichte“, Breslau 1927 (2. Aufl.), wo der Verfasser seine dort geäußerten Ansichten im wesentlichen wiederholt.

³⁾ Aus Sachsen gebürtig, kam er 1777 in preußischen Dienst, war bald nach Österreich desertiert, spionierte dann wieder dort für den preußischen König und trat als Ingenieurleutnant wieder in dessen Armee ein. Gewandt, anpassungsfähig, vielseitig unterrichtet und ständig in Geldverlegenheit, hielt er es mit den großen Herren. Der König hat ihm nie getraut. Die Vermessung hat er unter der fingierten Betitelung eines Zeichinspektors ausgeführt; s. die Erläuterungen G. Troschels.

lung gewählt. Es geht übrigens daraus hervor, daß man sich dieses Siedlungskundlichen Unterschiedes immerhin bewußt war.

Die Ortschaften, die sich bei Hammer in dieser Art ihres Umrisses kennzeichnen, sind nicht alle mit Namen benannt. Es muß bei ihnen mit großer Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß es sich dabei um nachträglich, noch nach 1777, entstandene Dörfer handelt. Wenn Hohm und Hammer etwa beabsichtigten, den König mit ihrer Karte zu täuschen, so konnte das am einfachsten geschehen, indem man unbenannte Dörfer hinzufügte, über deren Existenz oder Nichtexistenz man sich kaum vergewissern konnte. Durch Vergleich der entsprechenden Blätter des Meßtischblattes habe ich die Identität dieser damals namenlosen Dörfer mit heute am selben Fleck befindlichen, gleichen Umriss und gleiche Struktur zeigenden Orten festgestellt¹⁾. In gleicher Weise konnten wir auch die übrigen 146 Kolonieorte der Hammerschen Aufnahme mit Hilfe des Meßtischblattes festlegen²⁾. Bei keinem ist dabei ein Zweifel an der Identität entstanden. Die bona fides des Bearbeiters der Karte steht außer Frage. Es bleibt die allerdings absurde Annahme übrig, daß man — vollkommen identisch mit den Angaben der vermeintlichen kartographischen Fälschung — die Orte, die man dabei willkürlich zufügte, nach 1784 wirklich angelegt hätte. Das wäre praktisch unmöglich gewesen.

Die Hammersche Karte weist, einschließlich jener damals noch unbenannten 21 Dörfer, für 1782 die Existenz von 167 Kolonieorten nach. Und zwar mit aller Sicherheit. Zwischen 1742 und 1770 sind davon 11, von 1770—1773 32 aufgebaut worden. Seit 1774 waren demnach in Oberschlesien, soweit es unsere Karte deckte, 124 Kolonien geschaffen worden. Gegen den Voranschlag wäre man demnach schon 1782 in keiner Weise zurückgeblieben, vielmehr hätte man ihn weit überschritten, wenn man annimmt, daß insgesamt, also von 1742 bis 1777, im polnischen Schlesien 139 neue Ortschaften gegründet sein sollten. In den Akten habe ich für diese Annahme keinen Anhalt gefunden, sondern sie von Ziekursch übernommen³⁾. Für ihre Richtigkeit spricht folgendes: Zwischen 1740 und 1770 waren in Polnisch-Oberschlesien 17 Siedlungen entstanden (11 davon liegen, wie bemerkt, auf Hammers Karte, die übrigen 6 in dem hier fehlenden Kreise Wartenberg); 1771 bis 1773 kamen die 32 rein staatlichen Kolonien hinzu. Man kommt also für die Zeit von 1774—1777 auf die Zahl von 90 Dörfern, die in Oberschlesien beabsichtigt gewesen

¹⁾ Es kommen 21 Orte in Frage. Als Beispiel sei hier Sektion 37 bei H. angeführt; sie enthält 5 Kolonieorte ohne Namen. Ihnen entsprechen auf dem Meßtischblatt die Dörfer Wilhelmsberg, Krausendorf, Dohrngrund, Friedrichstal und eine in ihrem Grundriß noch deutlich kenntliche, mit dem Dorfe Rogowitz topographisch zusammengewachsene Kolonie.

²⁾ Ein ausführliches Inventar der friderizianischen Neusiedlungen in Schlesien wird meine demnächst erscheinende Monographie „Siedlungsbild und Siedlungswandel im altpreußischen Schlesien“ bringen.

³⁾ a. a. O. S. 4, Anm. 2.

wären ¹⁾, wovon in den Akten auch immer die Rede ist. Sollte sich dagegen die Zahl von 139 Orten auf das beziehen, was lediglich für 1774—1777 geplant gewesen war, so betrüge die Differenz zu der sich aus Hammer ergebenden Zahl 15. Davon müssen noch die Orte außer Betracht bleiben, die im Groß-Wartenberger Kreise in diesem Zeitraum gegründet worden sind. Das sind 5. Faktisch ergäbe sich also für das Jahr 1782 ein Zurückbleiben um 9 Siedlungen hinter dem Anschlag des staatlichen Siedlungsprogramms. Diese 9 Dörfer befanden sich, wie eine diesbezügliche besondere Signatur dafür bei Hammer ausweist, zur Zeit der Aufnahme im Bau.

Es ist nicht ein guter Teil dieser friderizianischen Kolonieorte, soweit der Staat ihre Entstehung beeinflusste, in den 80er und 90er Jahren nachträglich entstanden, wie behauptet worden ist, sondern dieses Ansiedlungswerk war, als Hammer 1782 sein Werk begann, so gut wie abgeschlossen, das heißt im ersten Jahrzehnt seit Anfang der Besiedlung. Wir sehen, wie sich aus Hammers Karte für den Hergang der friderizianischen Kolonisation in Schlesien neue und zuverlässige Erkenntnisse schöpfen lassen.

Wie steht es nun mit der Genauigkeit und Vollständigkeit dessen, was Zimmermann in seinen Dörferverzeichnissen bringt, die er den Beschreibungen der einzelnen Kreise beigab?

Um einen Überblick zu gewinnen, was Z. hier an Kolonieorten nennt, mußten die Ortsverzeichnisse aller oberschlesischen Kreise, die rechts der Oder liegen, durchgesehen werden. Einmal stimmt nämlich das alphabetische Verzeichnis im Registerband nicht immer mit den Sonderverzeichnissen bei der Beschreibung der Kreise überein. Es werden bereits bestehende Dörfer als Kolonien angeführt, die keine sind, oder auch umgekehrt. Außerdem sind die Kolonien zuweilen nicht unter besonderer Nummer genannt, sondern es ist über sie in dem Artikel etwas mitgeteilt, der dem Dorfe gewidmet ist, auf dessen Gemarkung die Ortschaft entstand. Zuweilen reiht Zimmermann auch eine neugegründete Kolonie, bei der der anfänglich polnische Name bald in eine deutsche Benennung gewandelt wurde, zweimal ein, und zwar unter den verschiedenen Bezeichnungen, ein Beweis, daß der Verfasser genaue kartographische Unterlagen nicht benutzt hat ²⁾.

So erscheint das, was Zimmermann an Nachrichten über die Koloniesiedlungen bringt, schon der Form nach einigermaßen unsicher. Im Gegensatz zu der Sicherheit, mit der der Autor den übrigen Siedlungsbestand der Provinz zu verzeichnen pflegt. Es ist sogar anzunehmen, daß Z. für die Kolonieangelegenheiten nicht einmal die behördlichen Akten benutzt hat, was bei seiner Stellung als Kalkulator der Breslauer Kammer zu verwundern ist. Bei den 32 staatlichen (das heißt auf domanialem Boden) angelegten Dörfern sind bei 10 Orten die Gründungsjahre falsch oder zum mindesten recht ungenau an-

¹⁾ Insgesamt 139 abzüglich 17 (1742/70) und 32 (1771/73) = 90 Dörfer.

²⁾ Das Koloniedorf Grabowka im Loser Kreise z. B. noch an anderer Stelle unter seinem späteren deutschen Namen Sadenhojm.

gegeben, trotzdem die Akten, die im Zusammenhang mit der vom Staat auf eigenem Gebiete betriebenen Siedlung entstanden, zahlreich, genau und vollständig sind. Bei 8 Orten ist das Gründungsjahr überhaupt weggelassen.

Im ganzen weisen die Verzeichnisse Zimmermanns 130 Koloniedörfer nach, die mit den Angaben Hammers verglichen werden können. Die im Kreise Wartenberg liegenden sind, da dieser ja auf der Hammerschen Karte nicht einbegriffen ist, bei dieser Zählung ausgeschaltet. Ebenso kommen die Orte nicht in Betracht, die nach 1784, dem zeitlichen Festpunkt unseres Vergleiches, gegründet und von Zimmermann z. T. aufgenommen sind. Es kommen dabei 9 Siedlungen in Frage.

Zimmermann bleibt also hinter Hammer, der mit seiner Aufnahme die Wirklichkeit wiedergab, um 37 Dörfer zurück, das heißt um 22 Prozent.

Als charakteristisch für die Arbeitsweise Zimmermanns ergibt sich aus dem Angeführten deutlich, daß er zum Teil sein Material von verschiedenen gut unterrichteten Gewährsmännern gesammelt hat. Insofern ist er der ausgesprochene Vertreter der topographisch statistischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, bei der sich Form und Inhalt stets in quellenkritischer Hinsicht im Widerspruch befinden. Über die relative Zuverlässigkeit seiner Unterlagen hat sich Zimmermann keinen Illusionen hingeeben. Das war erst bei seinen Benutzern der Fall. In der Vorbemerkung, mit der B. sein umfangreiches Werk eingeleitet hat, sagt er: „Zurzeit fehlen noch viele Materialien zu einem solchen Werke.“ Darunter hat er auch zweifellos den Mangel einer guten, umfassenden topographischen Karte gemeint, denn er ist auch bemüht gewesen, den vorhandenen, der Benutzung zugänglichen Kartenbestand auszuwerten.

Der Name „Riesengebirge“¹⁾.

Von Heinrich Meuß.

In seinem „Jngo“ läßt Gustav Freytag einmal den alten Vandalen Berthar erzählen: „Es war eine gute Jagd in den Bergen, die wir die Riesenberge nennen.“ Es ist der Dichter, nicht der Geschichtsforscher, der so schreibt, denn in Wirklichkeit waren die Wohnsitze der Vandalen, wie ein Blick auf die Siedlungskarte von Helmich zeigt, im Flachlande so weit von den „Riesenbergen“ entfernt, daß sie ganz gewiß nicht daran denken konnten, sich dort Jagdgründe zu suchen, ja, daß sie wohl kaum Anlaß hatten, sie besonders zu

¹⁾ Grundlegend, aber zum Teil ergänzungsbedürftig, Malende, Die Benennung und Einteilung der Sudeten in alten Zeiten. Halle a. S. 1890. Von den Quellen handelt jetzt umfassend und eingehend S. Gruhn in dem mir erst nach Abschluß der vorliegenden Arbeit bekannt gewordenen verdienstlichen Aufsatz „Die Erschließung des Riesengebirges bis 1700“ (Zeitschr. f. Gesch. Schles., Bd. 62, 1928, S. 116—146). Da er die Namensfrage nur leise streift, so bilden die nachstehenden Ausführungen sachlich eine gewisse Ergänzung dazu.

benennen ¹⁾. Auf der böhmischen Seite des Gebirges wird es nicht anders gewesen sein. Und hätten die germanischen Stämme der Frühzeit wirklich den Namen „Riesengebirge“ geschaffen und gebraucht, er wäre mit seinen Trägern durch die Stürme der Völkerwanderung und die folgende slawische Besiedlung hinweggefegt worden.

Auch die deutschen Siedler des 13. Jahrhunderts und der Folgezeit haben ein „Riesengebirge“ nicht gekannt. Für die, die auf beiden Seiten in nächster Nähe des Gebirges saßen, genügte begreiflicherweise die Bezeichnung „G e b i r g e“ schlechthin, wie später der Hirschberger Z e l l e r für seine Zeit ausdrücklich bezeugt ²⁾ und es noch heut allgemein der Fall ist. Wer weiter davon entfernt war, dem mußte als unterscheidendes Merkmal besonders die weithin leuchtende Schneedecke erscheinen, die unseren Kamm auch dann noch bedeckte, wenn es sonst überall schon frühlinggrün war ³⁾. So kam es zu dem Namen „S c h n e e g e b i r g e“, der, zuerst handschriftlich in einer von L u t t e r o t t i auf 1586 datierten Beschreibung der Propstei Warmbrunn ⁴⁾, dann öfter bei S c h w e n c k f e l d t und den ihm folgenden Historikern bezeugt ⁵⁾, doch den Stempel älterer Herkunft deutlich an sich trägt. Politisch-geographisches Interesse, das die Bedeutung des Gebirges als Grenzgebirge zwischen Schlesien und Böhmen betonte, veranlaßt die Bezeichnung „B ö h m i s c h e s G e b i r g e“ oder ähnlich, die uns schon bei S t e n u s ⁶⁾, weiter bei R ä t e l, S c h w e n c k f e l d t u. a. ⁷⁾ begegnet, als nachweisbar älteste zusammenfassende Benennung. Auch Melanchthon weiß noch 1558 für das Gebirge, das er als „Sudeten“ anspricht, keine andere Bezeichnung als *limes (i. e. Silesiae) ad meridiem* ⁸⁾. Von den gelehrten Namen, die humanistischen Kreisen Ursprung und Gebrauch verdanken, wie *montes Riphaei* können wir hier absehen.

¹⁾ Wenn Dio Cassius 51, 1 das Gebirge, auf dem die Elbe entspringt, das Bandalische nennt, so spricht das nicht dagegen.

²⁾ Hirschberger Merkwürdigkeiten 1720, 142.

³⁾ Sehr treffend einmal der Hsengebirgsdichter L e u t e l t in seinem Roman „Die Königshäuser“: „Der größte Berg war weiß von Schnee bis in den Sommer hinein. Die Frau wußte den Namen nicht, der Pfutscherhans hieß ihn den Schneeberg; es war aber die Kesseltöpfe im Riesengebirge.“ Ich selbst erinnere mich noch lebhaft, welchen überwältigenden Eindruck ich hatte, als ich zum ersten Mal vom großen Hau, glaube ich, über die maiprangende Landschaft hin die blendend weiße Kammhöhe erblickte.

⁴⁾ Schaffgötsch'sches Archiv, Hermsdorf, F. 95, Nr. 5; ich verdanke den Nachweis der Stelle Herrn Archivar P. von Lutterotti.

⁵⁾ Schwencfeldt, *Catalogus Stirpium* f. d 3 a; *Riesen- oder Schneengebirge*; Warmbad S. 27, 32, 33, 40, 210, hier vielleicht, wie Regel, Wanderer im Riesengeb. 1899, S. 34, meint, zur besonderen Bezeichnung des westlichen Gebirgsflügels (Schneegruben); vgl. Wanderer 1891, S. 10.

⁶⁾ *Descriptio Silesiae* ed. M a r g r a f (= *Scriptt. rer. Siles. XVII*), S. 4: *Iugum a Boemia montanum et continuum und Montes Boemici*, zur Bezeichnung des gesamten südlichen Grenzgebirges.

⁷⁾ R ä t e l, in der Übersetzung der *Annalen des Cureau*, S. 9, 49. S c h w e n c k f e l d t, *Catalogus* f. c 4 b; d 3 a; Warmbad S. 27.

⁸⁾ *Malende*, a. a. D. S. 6.

Der Name „Riesengebirge“ ist jung. Er erscheint zuerst auf der böhmischen Seite, in Simon Hüttels Chronik von Trautenau (geschrieben 1572—1601). Hier kommt das Wort neben dem einfachen „Gebirge“ häufig vor¹⁾; aber es bezeichnet nicht den Gebirgszug in seiner ganzen Ausdehnung, sondern immer nur den um die Koppe herum liegenden Teil²⁾. Die anscheinend amtliche Bezeichnung „Forstmeister über die Hrisenpergischen gepirge“³⁾ zeigt uns den Weg, auf dem der Name entstanden ist: er geht aus von dem höchsten Berg, dem „Riesenberg“. Dieser allein wird bei Hüttel gleichfalls mehrfach erwähnt⁴⁾. Daß die bei ihm übliche Schreibung mit anlautendem „H“ sich durch den Einfluß des Tschechischen erklärt, hat Regell einwandfrei nachgewiesen⁵⁾. Aus Böhmen haben dem Chemnitzger Agricola vermutlich seine Gewährsmänner die Namen „Riseberg“ und „Risengrund“ mitgebracht⁶⁾; man darf annehmen, daß sie zu den Meißener Bergleuten gehörten, die nach Hüttel (S. 35) im Jahre 1511 in die dortige Gegend kamen, ohne bei ihren Schürfvorsuchen viel Erfolg zu haben. Daß es sich bei Agricolas Angaben nicht um das Erzgebirge, sondern um unser Gebirge handelt, geht aus dem in beiden Fällen hinzugefügten „in Lygiis“ zweifellos hervor; auch der Riesengrund lag ja damals, wo feste Grenzbestimmungen noch fehlten, von Böhmen aus gesehen, im „schlesischen“ Gebirge⁷⁾.

Auf der nördlichen Seite finden wir das „Riesengebirge“ zuerst in der oben erwähnten handschriftlichen Beschreibung der Propstei Warmbrunn von 1586, kurze Zeit darauf vielfach bei Schwendfeldt und den Historikern, wie Henel und Schickfus, die sich auf ihn stützen. Bei Cureus begegnen wir den montes gigantaei, in Kätel's Übersetzung „Riesenberge“⁸⁾. Neben dem Plural oder der Gesamtbezeichnung Riesengebirge steht wie in Böhmen der Singular „Riesenberg“ als Bezeichnung des höchsten Gipfels, deutsch auf Hellwig's erster Karte von Schlesien von 1561, lateinisch in „Sabothus“ des Fr. Faber († 1565). Daß bei Hellwig nur der Berg, nicht das Gebirge gemeint ist, zeigt das Kartenbild in einer Weise, die jeden Zweifel ausschließt. Faber freilich läßt auf dem

¹⁾ Chronik der Stadt Trautenau, hsgb. von Schlesinger 1881, S. 72, 92, 121 f., 185, 190.

²⁾ Schneider, Geschichte der Deutschen Ostböhmens, R. V, S. 5 ff.

³⁾ S. 217; „Forstmeister über die Trautenauischen gepirge“ (S. 257) bedeutet wohl dasselbe.

⁴⁾ S. 168, 190, 225.

⁵⁾ „Bunte Bilder aus dem Schlesierlande“, hsgb. vom Schles. Pestalozziverein 1898, I, S. 164.

⁶⁾ Agricola, De natura fossilium VI c 21 (1546); De veteribus et novis metallis. II c 5 (1546).

⁷⁾ Die Verschiedenheit der Schreibung (ie oder i in der ersten, e oder en in der zweiten Silbe) hat hier ebensowenig irgendwelche Bedeutung wie bei den Namen Rübezahle (Rübenzahl, Riebezahle); vgl. Regell, Mitt. d. Schles. Ges. f. Volksf. XVIII, S. 222.

⁸⁾ Annales (1571), S. 5, 27; Kätel (1585), S. 9, 49.

mons gigantum den Zaden entspringen ¹⁾, aber gewiß nur, weil er nicht genau Bescheid weiß, nicht weil er mit dem Singular, was antiker Ausdrucksweise entspräche, das ganze Gebirge meint ²⁾. Denn in dem zunächst zurückliegenden Vorkommen des Wortes bei Stenuß (1512) ³⁾ ist sicher die Koppe gemeint; wenn er den Großen Teich *iuxta montem gigantaem* verlegt, so kann das nur bedeuten „in der Nähe des Riesenberges“, nicht wie Markgraf übersetzt „im Riesengebirge“. Das Zeugnis des Stenuß ist das älteste, das wir für den „mons gigantaeus“ haben; aber die Art, wie er hier ohne irgendwelchen erklärenden Zusatz erwähnt wird, zwingt zu dem Schluß, daß er ganz bekannt, also schon vor längerer Zeit so benannt war. Doch weder literarische, noch urkundliche oder sonst handschriftliche Überlieferung zeigt vor Stenuß die geringste Spur davon. Auch da nicht, wo man Anlaß hätte, es zu erwarten. Bei dem Hirschberger Panfr. Vulturinus ⁴⁾ heißt es im Panegyrikus auf Schlesien einmal: „laetique apparent vertice montes“ (440), wobei er gewiß an den in der Frühlingssonne schneeglänzenden Ramm denkt, einen Namen gibt er den Bergen nicht. Und in dem sicher auf die Mitte des 15. Jahrhunderts datierten Wahlenbuch des Antonius Medici ⁵⁾ ist wohl einmal (abgesehen von Örtlichkeiten im westlichen Teile des Gebirges) vom Lupengrund die Rede, vom Riesenberg nicht.

Sicher ist jedenfalls — und darin ist man sich im allgemeinen einig —, daß der Name „Riesengebirge“ sich aus dem des Riesenberges entwickelt hat; wenn dies auf beiden Seiten des Gebirges gleichermaßen geschehen ist, so hängt das selbstverständlich mit den nahen Beziehungen zusammen, die zwischen den Anwohnern in Schlesien und in Böhmen bestanden und sich auswirkten, wohl weniger über die Berge hinüber, als in dem östlichen Vorlande der Gegend von Landeshut, von wo nachweislich lebhafter Verkehr nach dem Trautenauer Gebiet ging.

Die nächsten Anwohner, denen für das Gesamtgebirge das Appellativum „Gebirge“ genügte, hatten auch wie jetzt noch für dessen einzig aus der Kammlinie auffallend hervorragende Spitze keine andere Bezeichnung nötig, als das Appellativum „Koppe“. Kleinere, benachbarte Koppen brauchten unterscheidende Bezeichnungen, wie „Kleine Koppe“, „Schwarze Koppe“; für die überragende Königin war die einfache Bezeichnung genügend.

Wie ist es nun zu dem Eigennamen „Riesenberg“ gekommen? Das nächstliegende ist es ja, bei dem ersten Teil der Zusammensetzung an Riesen im Sinne von Giganten zu denken; der Berg wäre dann ent-

¹⁾ Sabothus, ed. Tilgner (1715). S. 13.

²⁾ Das nimmt Gruhn a. a. O. S. 120 an.

³⁾ S. 6; die Stelle ist bei Behandlung der Sache bisher allgemein mit Ausnahme von Gruhn, ebda, übersehen worden, mich selbst hat Herr Geheimrat Dr. Wutke darauf hingewiesen.

⁴⁾ Mitt. d. Schles. Ges. XXVIII, S. 38 ff.

⁵⁾ Cod. diplom. Sil. XX, 87 f.

weder der, auf oder an dem Riesen wohnen, oder der, der sich über seine Umgebung wie ein Riese erhebt. Die erste Deutung hat schon Schwendfeldt zurückgewiesen: „Nicht daß Riesen darumber gewonet haben“¹⁾. Er hat durchaus recht; in dem schlesischen Volksbewußtsein sind Riesen so gut wie unbekannt²⁾; nimmermehr hätte aus dem Volke heraus eine solche Bezeichnung entstehen können. Das gleiche gilt auch für die andere von Schwendfeldt angenommene Deutung, und zwar in noch höherem Maße, da hier noch eine künstlich anmutende Verwendung des Wortes in übertragenem Sinne anzunehmen wäre. Unsere alte Gebirgsbevölkerung hat diesen Namen in diesem Sinne nicht geschaffen, so häufig auch heutzutage derartige Zusammensetzungen sind.

Man hat in Erwägung dieser Umstände verschiedentlich andere Erklärungen versucht. Von den gewagten, allzu gewagten Ethymologien, mit denen man der ersten Hälfte der Zusammensetzung zu Leibe gegangen ist, ohne Rücksicht auf die geschichtlichen Grundlagen, können wir hier absehen; sie halten auch der sprachgeschichtlichen Prüfung nicht stand. Besser begründet ist die Deutung von Moepert, der, gestützt auf Lexer und Weigand, „Riese“ als „Schleier“ erklärt³⁾. Er hätte hinzufügen sollen, daß Sache und Wort auch im älteren Schlesien nicht unbekannt sind⁴⁾; erst mit diesem Zusatz wird seine Deutung sprachlich einwandfrei. Sein eigenes Bedenken, daß für die volksethymologische Wandlung des Riesenberges = „Schleierberges“ in den Riesenberg = „Mons Gigantum“ nur ziemlich kurze Zeit anzunehmen sein kann, würde sich wohl verstärkt haben, wenn er „den Mons Gigantaeus“ bei Stenus (1512) gekannt hätte. Entscheidend gegen seine Erklärung aber erscheint mir etwas anderes: die Wolkenverhüllung des Koppen gipfels — nur um diesen, nicht den ganzen Ramm handelt es sich⁵⁾ — kann wohl als Kappe, Haube, Mütze angesehen werden, aber sicher nicht als „herabfallender“ Schleier.

Sehr ernsthafte Beachtung erfordert die zuerst auf böhmischer Seite angedeutete, dann von B. Regell eingehend begründete und mehr als zwanzig Jahre hindurch verfochtene Vermutung⁶⁾, daß unser Gebirge seinen Namen den Holzrutschbahnen verdanke, die in den deutschen Alpengebieten unter der Bezeichnung „Riesen“

¹⁾ Warmbad, S. 156.

²⁾ Vgl. besonders Siebs, In der schlesischen Landeskunde, hggb. von Frech und Kampers, geschichtlicher Teil, S. 386.

³⁾ Moepert, Die Anfänge der Rübzahlfrage 1928, S. 26; Lexer, mhd. Wörterbuch u. rife, Weigand, Deutsches Wörterbuch⁵⁾, II 594.

⁴⁾ Klapper, Schlef. Volkstunde, S. 109: linnen rjse, „herabfallender Schleier“, inden rjse.

⁵⁾ Schwendfeldt, Warmbad, S. 156.

⁶⁾ Zuerst in abweisendem Sinne bei Zöllner, Briefe über Schlesien, II 231, Ann.; dann empfohlen von Lippert, Geschichte der königl. Leibesgebirge, Stadt Trautenau, 1863, S. 43, gebilligt von Schlesinger zu Hüttels Chronik, S. 186; Regell, zuerst in der Schlef. Zeit., 1894, Nr. 756, dann In den bunten Bildern aus dem Schlesierlande, 1898, I 158 f., in der Mono-

bekannt¹⁾ und noch heute in Gebrauch sind. Die Grundlage für diese Annahme bieten Simon Hüttels Nachrichten über den Großbetrieb der Holzlöherei, der zu seiner Zeit im Apudale eingerichtet wurde, um dem Ruttenger Silberbergwerk das nötige Bau- und Brennholz zuzuführen²⁾. Als in diesem Fache besonders bewährte Arbeiter wurden von der kaiserlichen Verwaltung Holzknechte aus Tirol und dem Salzkammergut, die sogenannten „Schwazer“ ins Land gerufen. Sie legten mächtige Rutschbahnen, Riesen an, in denen die zerkleinerten Stämme von den steilen Talhängen den Wasserläufen zugeführt wurden; dort wurden sie in künstlich angelegten Staubecken, den „Klausen“, gesammelt, und dann nach Öffnung der Klausen von dem gestauten Wasser abwärts geführt. Es wäre wunderbar, wenn sich von diesen großartigen Anlagen keine Spuren erhalten hätten. In der Tat finden sich an verschiedenen Stellen des Gebirges Reste von Klausen in Gestalt mächtiger Balken im Flußbett, zum Teil an Stellen, wo sich auch der Name „Klaufe“ noch erhalten hat. Die Riesen sollen nun nach Regell ihr Andenken in den mit diesem Wort zusammengesetzten Ortsnamen zurückgelassen haben, vor allem in „Riesengrund“ und in „Riesenberg“. Es ist eine blendende Vermutung, die hier ausgesprochen wird³⁾, und es steht wohl außer Zweifel, daß die Namen „Riesenhain“ (oberhalb Pöfers) und „Riesenkamm“ (bei Sankt Peter und im Fsergebirge)⁴⁾ in dieser Weise zu deuten sind.

Anders steht es mit Riesengrund und mit Riesenberg, deshalb weil sie durch Agricola schon für das Jahr 1546 bezeugt sind (f. v.), während die Tätigkeit der Schwazer erst nach 1560 nachgewiesen ist. Bei Hüttel wird sie zuerst erwähnt zum Jahre 1565, was freilich nicht ausschließt, daß sie tatsächlich schon eher bestanden hat. Dagegen wird der Beginn von dem Marschendorfer Chronisten Simon Weiner erst in das Jahr 1567, von Peithner in die Regierungszeit Maximilians II. (1564—76) verlegt⁵⁾. Es ist hier nicht möglich, die Zuverlässigkeit der Angaben von Weiner und Peithner nachzuprüfen. Jedenfalls stimmt zu ihnen die Art und Weise, wie Hüttel von dem Großbetrieb der kaiserlichen Holzknechte gelegentlich als von einer unwillkommenen Neuerung spricht (S. 180), und

graphie „Das Riesen- und Fsergebirge“, 1905, Bote a. d. Riesengebirge, 13. Mai 1914. Mitt. d. Schles. Ges. XVIII, S. 176 f.

¹⁾ Schmeller, Baprisches Wörterbuch II 147.

²⁾ Chronik, S. 121, 180, 185 f., 222 f., 257, 311, 329.

³⁾ Partsch, Schlesiens I, 92, und Siebs a. a. D. S. 356 stimmen Regell zu; Gruhn, a. a. D. S. 118, wohl nicht uneingeschränkt; das übersteht Moepert bei seinem hitzigen Angriffe auf ihn in der „Kultur“, wiss. Beil. der „Schles. Volksztg.“ 1928, 264 f.

⁴⁾ Das ist etwas anderes als der Kamm des Riesengebirges, der jetzt allgemein als Riesenkamm bekannt ist; eine junge Bildung, noch erheblich jünger als „Riesengebirge“, zuerst wohl in den „Bergnügten und unvernügten Reisen auf das weltberühmte Riesengebirge“, S. 297, zum Jahre 1734.

⁵⁾ „Das Riesengebirge in Wort und Bild“, 1898, S. 12.

vor 1560 ist von ihm keine Spur nachzuweisen ¹⁾. Man darf wohl auch annehmen, daß die Hänge des Lupatales bis dahin im wesentlichen von der Art noch unberührt waren und eben deshalb für Kuttenberg in Anspruch genommen wurden.

Regell hat diesen chronologischen Verhältnissen nicht genügend Rechnung getragen. Er war völlig beherrscht von der Vorstellung, daß schon bald nach Beginn des 16. Jahrhunderts und namentlich, seitdem Christoph von Gendorf 1533 das Bergprivileg für die Gegend erhalten hatte, in den südlichen Tälern des Riesengebirges ein lebhafter Bergwerksbetrieb bestanden habe, durch den ein ungeheurer Verbrauch von Holz bedingt worden sei. Diese Ansicht beruht auf allgemeinen Erwägungen über die damalige Ausdehnung des Bergbaues, nicht auf tatsächlichen Grundlagen. Ein so guter Kenner und umsichtiger Forscher wie Karl Schneider kommt zu dem Ergebnis, daß der Bergwerksbetrieb im Riesengebirge unter Gendorf nicht zustande kam ²⁾. Daß Holz geflöht wurde, ergibt sich z. B. aus dem Vertrag, durch den Gendorf 1533 die Herrschaft Hohenebse kaufte ³⁾, und was für das Elbetal gilt, gilt wohl auch für die Lupatäler. Daß aber zu diesem Zweck Risen angelegt waren, ist damit nicht gesagt. Die Sache steht so: entweder nimmt man an, daß schon vor dem Auftreten der Schwazer Risenanlagen vorhanden waren, von Einheimischen hergestellt; das tut Regell 1914 ⁴⁾, bleibt aber den Beweis dafür schuldig, daß das Wort „Risen“ schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Nordböhmen bekannt war; und dieser Beweis ist in der Tat nicht zu führen, da das Wort in Böhmen vor Hüttel nicht nachzuweisen ⁵⁾ und auch dem Sprachschatz des benachbarten Schlesiens fremd ist. Oder aber — so sagt er noch 1917 ⁶⁾ — „diese ganze Nomenklatur (Klausen, Riesen usw.) ist oberdeutsch“; dann wäre nachzuweisen, daß die Träger dieser Bezeichnungen, also die Schwazer, schon lange vor Hüttels Zeiten im Lupatale tätig gewesen wären; auch dieser Nachweis fehlt. Der ganze Grund, auf dem sich Regell mit seinen Darlegungen, soweit sie die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts betreffen, bewegt, ist also, wie wir sehen, ganz unsicher. Es würde nun gar einen Schritt in die blaue Luft hinaus bedeuten, wenn man sich durch das Zeugnis des Stenus für den

¹⁾ Die von Hüttel zum Jahre 1549 angeführte angebliche Prophezeiung, mag sie echt sein oder nicht, sagt nicht, daß in diesem Jahre, 1549, das „grausam fremde Volk“ in das Gebirge kommen werde.

²⁾ Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgsvereins, 1923, S. 67.

³⁾ Ebda, S. 28; im allgemeinen vergleiche „Das Riesengebirge in Wort und Bild“, 1885, S. 44 ff., auch im Norden des Gebirges, im Gebiet der Herrschaft Rynast wurde, und zwar bis tief in das 19. Jahrhundert hinein, Holz geflöht; das erste die Sache betreffende Aktenstück im Hermsdorfer Archiv ist datiert von 1624.

⁴⁾ „Bote a. d. Riesengeb.“, 13. 5. 1914.

⁵⁾ Rnothe, Wörterbuch der schlesischen Mundart in Nordböhmen, 1888, S. 448.

⁶⁾ Mitt. d. Schles. Ges. XVIII, S. 172.

mons gigantaeus veranlaßt sehen wollte, die ganze Angelegenheit noch ein weiteres Menschenalter hinaus zurückzuschieben. Regell hat die Stelle aus der Descriptio nicht gekannt; vielleicht hätte er sonst seine Ansichten etwas zurückhaltender gestaltet.

Der „mons gigantaeus“ aus dem Jahre 1512 bildet in der Tat die Grundlage für alles Weitere. Er beweist, daß man zu der Zeit, wo von Holzriesen noch keine Rede war, die Koppe als den Riesenberg bezeichnete; man wird, nun um Agricolas Angaben gerecht zu werden, annehmen müssen, daß von diesem auch der Riesengrund seinen Namen bekam, den Agricola 1546 bezeugt, der also längere Zeit vorher entstanden sein muß.

Wir stehen aufs neue vor der Frage: was bedeutet der Name „Riesenberg“? Und wir kommen dabei auf die erste oben besprochene Bedeutung Schwendfeldts zurück. Deren volksmäßiger Ursprung wurde oben zurückgewiesen, aber nichts hindert uns anzunehmen, daß der Name von einem „Gebildeten“ erstmalig geschaffen ist und sich dann weiter verbreitet hat. Freilich müssen dann für die Verbreitung gewisse günstige Vorbedingungen bestanden haben. Das ist der Fall, wenn die Grüssauer Zisterzienser die Väter des Wortes waren, wie ich vermute. Sie hatten in Grüssau, wie in ihrer Propstei Warmbrunn (gegründet 1403), die Koppe als den beherrschenden Gipfel des Kammes vor Augen, und es lag nahe für sie, an Stelle der volksmäßigen Bezeichnung eine gewähltere zu schaffen. Daß sie nahe genug mit der Bevölkerung in Berührung kamen, um einen von ihnen geschaffenen Namen dort bekannt zu machen und zu verbreiten, ist nicht nur an und für sich zweifellos, sondern wird auch durch die Tatsache gesichert, daß die Grüssauer Väter vielfach als Pfarrer mitten im Volke wirkten¹⁾. Und da sich der Einfluß des Klosters auch über die Grenze nach Böhmen hinein erstreckte, so sind für die Verbreitung des dort geprägten Namens auch für die Trautenauer Gegend die Vorbedingungen gegeben. Ja, die Tatsache, daß der Name „Riesenberg“ annähernd gleichzeitig auf beiden Seiten des Gebirges auftritt, erscheint mir kaum anders erklärbar, als durch die Annahme eines für beide einflussreichen Kulturzentrums, und als solches kann nur Grüssau in Betracht kommen.

Also der „Riesenberg“ ein Grüssauer Kind! Ist diese Vermutung, die sich freilich nicht auf tatsächliche Zeugnisse stützen kann, sondern sich nur durch innere Wahrscheinlichkeit empfiehlt, richtig, so gestaltet sich die Geschichte der Entwicklung in folgender Weise: Die Anwohner im Norden wie im Süden bezeichnen das Gebirge nicht mit einem besonderen Namen, den höchsten Gipfel als Koppe. Für diese kommt im Laufe des 15. Jahrhunderts in Grüssau der Name Riesenberg auf und verbreitet sich bald allgemein in deutscher und

¹⁾ Ich verdanke die Kenntnis dieser Tatsache Herrn P. von Luttermatt; vgl. auch dessen Aufsatz „Die böhmischen Dörfer des Zisterzienserklosters Grüssau“ im Jahrbuch des Deutschen RWB. 1927, S. 47 f.

lateinischer Gestalt beim Volk und bei den Gebildeten und Gelehrten. Er entwickelt aus sich den Namen Riesengrund für das bedeutendste ihm zu Fuß liegende Tal und bald auch den Namen Riesengebirge für den ganzen Gebirgszug. Die Schwazer finden im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts diese ihnen vertraut klingenden Namen schon vor und schaffen dementsprechend die Benennungen „Riesenhain“ und „Riesenkamm“; freilich in nur lauter Übereinstimmung mit den Vorbildern. Der Name „Riesenberg“ bleibt auch weiterhin neben dem volkstümlichen „Koppe“ bis tief in das 18. Jahrhundert hinein bestehen und verbindet sich schließlich mit dieser zur „Riesenkoppe“. Sehr bezeichnend ist die Häufigkeit des Vorkommens der verschiedenen Namen in den alten Koppenbüchern aus den Jahren 1696—1736 ¹⁾. Hier finden wir 199mal „Koppe“, 158mal „Riesenkoppe“, 144mal „Riesenberg“, 111mal „Schneekoppe“. Man sieht, wie beliebt die Zusammensetzungen mit „Riesen“, bei denen man selbstverständlich an Giganten dachte, im Anfange des 18. Jahrhunderts bei den Touristen war. Man kann darin den Ausdruck der eigentümlichen Höhenstimmung sehen, die sie beherrschte, wenn sie nach glücklich vollbrachter Besteigung sich in dem Fremdenbuch der „Koppenbaude“ verewigten. Immer wieder wird dabei betont, daß der Berg eben der Riese sei, gegen den alle anderen als Zwerge zurückstehen müßten. Wenn die Bezeichnung „Schneekoppe“ hier am wenigsten zahlreich vertreten ist, so mag das mit darin seinen Grund haben; entwickelt hat sie sich im Zusammenhange mit dem Namen „Schneegebirge“, den wir oben besprachen, wie aus der einfachen Koppe das voller tönende „Riesenkoppe“ in Anlehnung an den „Riesenberg“ wurde. Weshalb sie schließlich den Sieg über die anderen Namen davongetragen hat, wer kann das sagen? Der Riesenberg ist jedenfalls dem eigenen Rinde, dem Riesengebirge zum Opfer gefallen, das auch seine Nebenbuhler „Schneegebirge“ und „Böhmisches Gebirge“ verschlungen hat und so zur Alleinherrschaft gelangt ist.

Ein Stückchen Aberglaube im Bereiche Friedrichs des Großen.

Von Franz Wiedemann.

Es handelt sich um die Erzählung von einem schlesischen Knaben, dessen normale Weißwerkzeuge angeblich einen goldenen Zahn aufwiesen. Dieser sollte von Natur gewachsen sein. Wer heute in Schlesien nach dieser wundersamen Geschichte fragte, würde wohl selten auf eine zureichende Antwort rechnen dürfen. Und doch hat diese Fabel Jahrhunderte lang in den Köpfen unserer Landsleute gespuht und darüber hinaus sogar in der Weltliteratur merkwürdige Blüten getrieben. Ja

¹⁾ „Vergnügte und unvergnügte Reisen auf das weltberühmte schlesische Riesengebirge.“ 1736.

selbst ein Friedrich der Große ist ihr nachgegangen und dabei zu einer Rolle gelangt, die er weder gesucht noch jemals gehnt hat.

Der große König weilte bekanntlich oft in den Mauern Breslaus; so auch im Jahre 1778/79, als ihn der bayerische Erbfolgekrieg beschäftigte. Trotz einer gehäuften Arbeitslast fand er doch Zeit, allerlei Fragen aus Wissenschaft und Leben nachzuspüren. Breslauer Gelehrte wurden dabei herangezogen; er befragte sie und diskutierte mit ihnen. So kam er eines Tages auch auf den schlesischen Knaben mit dem goldenen Zahn zu sprechen, in der Annahme, daß in dessen Heimat doch erschöpfende Auskunft über ihn zu gewinnen sein müsse. Allein der Philosoph Chr. Garbe, der befragt wurde, versagte völlig. Daher wandte sich Friedrich in derselben Sache an J. C. Arletius, den gelehrten Rektor des Elisabethgymnasiums; aber auch dieser konnte seinen Wunsch nach Aufklärung nicht erfüllen. Wir stehen somit vor der schier verwunderlichen Tatsache, daß die gelehrtesten Leute des 18. Jahrhunderts in Breslau über den goldenen Zahn nichts zu sagen wußten. Die uns bekannten Quellen hatten ihnen darüber offenbar nichts berichtet.

Erst G. Fülleborn, Professor am Breslauer Elisabethgymnasium, zeigt sich unterrichtet; das beweist eine kurze Darlegung des Falles in seinem „Breslauischen Erzähler“ vom Jahre 1800, wo es auf S. 470 heißt: „Im Jahre 1593 ward in Weigelsdorf bei Reichenbach i. Schles. bei eines armen Müllers siebenjährigem Sohne im Munde ein goldener Zahn entdeckt, für ein Wunder beschrien, von Fürsten und Herren befehen, von Ärzten und Physikern in gelehrten Abhandlungen untersucht, von Theologen auf Krieg, Blutvergießen und Teuerung gedeutet und endlich 1595 als gemeine Betrügerei entlarvt. Unter mehreren hundert Deutungen auswärtiger Theologen ist folgende von einem märkischen Prediger mit am bekanntesten:

Des Knaben Christoph goldener Zahn
Groß Dürr' und Witterung zeigt an;
Die Mühl und Mehl wird werden Gold,
Mit Mehl dein Haus versorgen sollt.
Dem Leib das Brot, der Seel' dein Wort
Gib treuer Gott an allem Ort.“

Das ist eine kurze Zusammenfassung der Nachrichten, die auf Genels „Silesiographia renovata“ zurückgeht. Diese Quelle hätte auch den beiden Gelehrten Garbe und Arletius bekannt sein müssen. Daß dem nicht so war, wie vorhin angegeben, wird auch von einem späteren Amtsnachfolger des Arletius, dem Rektor des Elisabethans Karl Fickert (in Festschrift des Elisabethgymnasiums 1862), ausdrücklich betont. Dieser selbst fügt die Vermutung hinzu, daß Friedrich d. Gr. wohl durch Rousseaus Lettre sur la musique française auf diese Anekdote gekommen sei. Das könnte an sich gewiß möglich sein, aber sehr unrichtig ist Fickerts Annahme, wie wir wissen, daß die Fabel von dem goldenen Zahn wohl in Frankreich erfunden sei. Damit beweist

er nur, daß er gleich seinem alten Amtsvorgänger von den Schicksalen des schlesischen Knaben nichts gewußt hat. Auch er hätte also ein Examen vor dem großen König schlecht bestanden!

Das ist ihm vielleicht bald, nachdem er seine Meinung geäußert hatte, zum Bewußtsein gekommen. Denn schon im Jahre 1863 verraten die „Neuen Provinzialblätter“ von Schlesien eine eingehende Kenntnis der schlesischen Literatur, die den Wunderfall behandelt. Damals kam es sogar zu einer stark konfessionell gefärbten Preßfehde, die durch eine gelegentliche, unüberlegte Bemerkung hervorgerufen worden war. Um die eigene Aufgeklärtheit zu erweisen, ist in jener Zeit auch der Vergleich zwischen dem „goldenen Zahn“ und der unsterblichen „Seeschlange“ unserer Tage gezogen worden. Es scheint also fast, als ob die Gelehrten des 18. und 19. Jahrhunderts das Weigelsdorfer Wunder instinktiv den schlesischen Literaten zur Bearbeitung überlassen hätten. Von einer Neigung, ihm eine kulturhistorische Wertung zuzuwenden, ist aber auch bei ihnen keine Rede.

Um so mehr ist das jenseits der schlesischen Grenzpfähle, ja selbst im europäischen Auslande geschehen, wie durch die wissenschaftliche Forschung unserer Tage festgestellt ist. Wir erfahren da außerdem, daß auch Vertreter der Zahnheilkunde das Wort ergriffen haben. Auf diese Weise erst gelangte man zur richtigen Einschätzung des Falles und erkannte, daß ihm ein Wert für die allgemeine Kulturbetrachtung wie für die Geschichte der zahnärztlichen Kunst innewohnt ¹⁾.

Hier in Kürze das Ergebnis der wissenschaftlichen Untersuchungen. Von Fülleborn wissen wir bereits, daß eine Betrügerei vorlag, die 1595 festgestellt wurde. Es geschah das in Breslau. Gelehrte und Ärzte waren zugegen, die den Zahn sorgfältig untersuchten. Es zeigte sich, daß er nicht aus Gold bestand, sondern sehr geschickt mit Goldblech umhüllt war, wie heute etwa eine Goldkrone hergestellt wird. Diese technische Fertigkeit erregte zwar die größte Bewunderung, konnte aber nicht anders denn als Betrug gewertet werden. Solche Erkenntnis veranlaßte den Führer des Knaben, sich mit ihm schleunigst aus dem Staube zu machen; denn als geschäftstüchtiger Impresario, der seinen Schützling für Geld zeigte, sah er nicht nur das klingende Ergebnis seines Betriebes in Frage gestellt, sondern hatte auch sonst die Folgen des Betruges zu fürchten. Mit dieser einfachen und klaren Feststellung wäre der Fall wohl ein für allemal erledigt gewesen, wenn sich nicht die gelehrte Untersuchung noch weiter seiner bemächtigt hätte.

Da war zunächst der Wittenberger Professor der Medizin Daniel Sennert, ein geborener Breslauer, der über zuverlässige Nachrichten aus seiner Vaterstadt verfügte. Trotz seiner methodisch richtigen Untersuchungen, die frei waren von dem Wuste mittelalterlich-scholastischer

¹⁾ Vgl. W. Bruch, Die Historie vom goldenen Zahn eines schlesischen Knaben 1593 (Kulturgesch. der Zahnheilkunde in Einzeldarstellungen), 1920, und P. Fuhrmann in: Quellen und Beiträge zur Gesch. der Zahnheilkunde, herausg. v. Curt Proskauer, 1921.

Rabulistik, blieb das Wunderbare des Falles doch bestehen, und so gingen seine Nachrichten über in das lateinisch geschriebene Buch des holländischen Arztes van Dale. Von ihm übernahm sie der gelehrte Franzose Fontenelle, der als Nestor der französischen Akademie mit hundert Jahren starb, und von ihm endlich entlieh sie J. J. Rousseau. So gelangte der „goldene Zahn“ des schlesischen Jungen zur Weltberühmtheit, und das zu einer Zeit, als Friedrich d. Gr. in Schlesien vergeblich nach ihm forschte. Für die französische Aufklärung war ja der Fall wie geschaffen: Wunder, Aberglaube, Betrug — eine einzigartige Stufenleiter einer Beweisführung, der kein Franzose widerstehen konnte.

Daß auch der Preußenkönig bei seiner geistigen Einstellung ein gelegentliches Interesse daran nahm, kann nicht wundernehmen. Ob ihn Rousseau oder Fontenelle zuerst angeregt hat, steht dahin; wir wissen nur, daß er diesem sehr zugetan war und sich auch sonst gern auf ihn zu berufen pflegte. Wie weit er innerlich an der ganzen Frage beteiligt war, läßt sich nur vermuten. Es gab Zeiten, wo er empfahl, „mit vollen Händen Lächerlichkeiten über den Aberglauben auszutreten“. An einen Erfolg hat er dabei schwerlich geglaubt. „Bei der Geburt habe ich die Welt als Sklavin des Aberglaubens vorgefunden, und sterbend werde ich sie ebenso zurücklassen.“ So lautet das wehmütig-demütige Selbstbekenntnis am Ende seiner Tage. „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind,“ hat bekanntlich ein anderer Großer nicht minder zutreffend gesagt, und damit wird es wohl auch in Zukunft sein Bewenden haben.

Soweit die geschichtlichen Überlieferungen, die sich mit dem Tatsächlichen im Bereiche der Goldzahnfrage beschäftigen. Daneben hat sie aber auch eine kulturhistorische Seite, die ein buntes Bild menschlicher Irrungen und Wirrungen aufweist. Sie war es wohl auch in erster Linie, die den Spürsinn des Königs fesselte. Diese Richtung eingehend zu verfolgen, wäre an sich reizvoll genug, würde aber ein so umfassendes Kapitel der Darstellung erfordern, daß ihm in diesem Rahmen kein Platz eingeräumt werden kann. Nur ein kurzer Hinweis sei gestattet. Ungemein zahlreich sind die Zeugnisse von damaligen Zeitgenossen und Späteren, die, im geistigen Banne einer dunklen Vergangenheit befangen, den Fall in ihrem Sinne behandeln und ausdeuten. Wunderglaube, Apterweisheit und aufgeblasene Perückengelehrsamkeit geben sich ein Stellbischen und werden nicht müde, dem Stoffe immer neue Seiten abzugewinnen. Durch Finsternis zum Licht ist für gewöhnlich ein langer, mühseliger Weg. So auch hier. Um 1800 glaubte man in Breslau öffentlich versichern zu müssen, daß die Zeit derartigen Schwindel nicht mehr zugänglich sei. Damals schrieb der kluge Fülleborn nicht ohne Selbstbewußtsein: „Heutzutage würde doch wahrlich eine solche Betrügerei wenigstens so lange nicht gespielt werden können.“

Wir sind heute ein Jahrhundert weiter und haben auch unsere Erfahrungen in Sachen des Wunderglaubens. Ob sie uns berechtigen,

Fülleborns Brustton der Überzeugung auch für unsere Tage anzuschlagen, muß stark bezweifelt werden. Ein Zeitgenosse der Gegenwart tut daher recht daran, das sittliche Pathos als Kraftverschwendung ganz beiseite zu stellen und dafür den überlegenen, sieghaften Humor walten und über den „goldenen Zahn“ also sprechen zu lassen:

„Das ganze Volk blieb an die Bein
Des Zahnwahns fest gekettet,
Bis daß ein Dorfschulmeisterlein
Das deutsche Reich gerettet:
Er schob den Christoph übers Knie
Und schwang das Stöcklein wie noch nie —
Da sprang der Zahn zu Boden.“

Schließlich bliebe noch ein Wort vom Standpunkte moderner zahnärztlicher Wissenschaft hinzuzufügen. Auch sie hat zunächst allen Anlaß gehabt, die kulturhistorische Seite stark zu betonen, um dann zuletzt die nackte Tatsache festzulegen, daß ein selten raffinierter Schwindel vorlag. Allerdings hatte sich ja nichts weiter zugetragen, als daß ein natürlicher Zahn mit Goldüberzug versehen und als naturgewachsener Goldzahn ausgegeben wurde. Die Täuschung war nur dadurch ans Licht gekommen, daß die Platte auf dem Zahn sich durch Abnutzung abgeschliffen hatte und so die Spitzen des Knochens allmählich hervortreten ließ. Immerhin hatte der „Goldzahn“ die Eigenschaft besessen, Beschauer und sogar sachverständige Untersucher jahrelang zum Narren zu halten. Gleichwohl muß anerkannt werden, daß sich damit doch auch eine Mehrung des Wissens vollzog; denn es war der Beweis erbracht, daß ein schlesischer Goldschmied um 1593, also vor mehr als dreihundert Jahren, eine Goldkrone tadellos und technisch einwandfrei herzustellen wußte. „Das ist für die Geschichte der Prothesentechnik zweifellos ein sehr beachtenswertes Ereignis“¹⁾.

Wir stehen am Ende dieser kurzen Kulturbetrachtung. Ihr Ergebnis läßt sich nicht treffender als mit den Worten der „Lustigen Person“ in Goethes Faust wiedergeben:

„In bunten Bildern wenig Klarheit,
Viel Irrtum und ein Fünkchen Wahrheit,
So wird der beste Trank gebraut,
Der alle Welt erquickt und aufbaut . . .“

Eine solche Lebensweisheit hätte sicherlich auch dem kritischen Sinne des großen Königs Genüge geleistet und ihm ein probatum est abgenötigt. Schade für uns, daß er diese Möglichkeit nicht gefunden hat. Indessen geträsten wir uns des Umstandes, daß seine Person mittelbar doch mit diesem Ausgange verknüpft ist; denn sie ist der neuesten Forschung zum Anstoß geworden, daß die Kette der Überlieferungen gefunden und einwandfrei geschlossen werden konnte.

¹⁾ R. Sudhoff, Gesch. der Zahnheilkunde, Leipzig 1921, S. 159 f.

Die Spur von seinen Erdentagen kann nicht untergehen. Wir finden sie nicht nur in den Geschehnissen der großen Weltbühne, sondern ebenso in den kleinen Fragen menschlicher Anzulänglichkeit, wie sie sich auch auf diesen Blättern abgespielt haben. Daher ist er auch im Volksbewußtsein lebendiger denn je, was gerade die von den Massen des Volkes getragenen Ehrungen unserer Tage in Wort und Bild immer aufs neue erweisen. Das hat man in Schlessien schon 1786 geahnt und geglaubt, in eben dem Jahre, als sein sterblich Teil in die Grube sank und ein ungenannter Landsmann die prophetischen Worte prägte:

„Er starb, der große Mann, das Wunder seiner Zeit —
Er starb? Nein, er bezog sein Reich — Unsterblichkeit.“

Glockeninschrift.

In den Geschichtsblättern von 1921 (S. 13) ist eine scheinbar sinnlose Glockeninschrift mitgeteilt und der Versuch einer Deutung unternommen worden. Mit Recht hat Hellmich im Sprechsaal der Geschichtsblätter von Nr. 1 des Jahres 1923 S. 11 diese durch eine andere Erklärung ersetzt, nachdem er erkannt hatte, daß die Inschrift von hinten nach vorn zu lesen sei. Doch seien hier einige Berichtigungen dazu gegeben. Sie werden erkennen lassen, daß wir es mit einem Gebet zu tun haben, das für Glockeninschriften typisch ist und hinter den häufigsten O rex glorie usw. und Ave Maria an dritter Stelle steht. In Schlessien kommt es z. B. rund fünfzig Mal vor, und zwar gegenüber den vorwiegend lateinischen Inschriften immer in deutscher Sprache. Im Neuhochdeutschen lautet das Gebet vollständig: Hilf, Gott, Maria, berate alles, was wir beginnen, daß es ein gutes Ende gewinne. Echt mittelalterlich kommen mehr oder weniger abweichende Varianten vor, abgesehen davon, daß Teile ausgelassen und das Gebet auch stark verkürzt wird. Im folgenden gebe ich die Inschrift von hinten gelesen und darunter die Verbesserung der in ihr enthaltenen Fehler:

ble got wes mir beg I neun das oir en gut enoc gewinnen.
hilf got was wir beginnen das wir en gut ende gewinnen.

Dieselbe Form des Spruches, und zwar auch von hinten zu lesen, findet sich in der Kirche zu Messow im Kreise Krossen; selbstverständlich auch nicht ohne Fehler. Gerade bei den am meisten gebrauchten Formeln zeigt sich bei sehr vielen mittelalterlichen Glockengießern eine große Nachlässigkeit in ihrer Wiedergabe. Sie mag wohl sehr oft durch mangelnde Kenntnis des Lesens bedingt gewesen sein, andererseits aber haben wir darin eine Erscheinung zu sehen, die wir etwa dem Zerfingen der Volkslieder vergleichen können. Wie diese bisweilen dadurch sinnlos werden, so geschieht es auch mit den Glockeninschriften. Als auf ein einziges Beispiel sei auf eine Glocke in Friedewalde (Kr. Grottkau) hingewiesen, deren Inschrift beginnt: aria berot m 4ob hñg und das dann noch viermal ebenso wiederholt. In dieser Wiederholung

mag man vielleicht ein recht eindringliches Beten der Glocke sehen, aber aus zahllosen anderen Beispielen läßt sich auch entnehmen, daß die Inschrift eigentlich mehr nur ein Ornament ist. In das Kapitel der Nachlässigkeiten gehört es auch, daß die Glockengießer bisweilen nicht berücksichtigten, daß die Inschrift *verkehrt* in den Mantel eingraviert oder mit Holzformen eingedrückt werden mußte, wenn sie auf der Glocke richtig erscheinen sollte. Dadurch erklären sich solche verkehrte Inschriften wie auf unserer Glocke. Paul Knötel.

Übersichtskarte der schlesischen Gemarkungsgrenzen. Nach amtlichen Unterlagen vom Jahre 1909. Entworfen von M. Helmich. Drei Blätter im Maßstab 1:300 000. Druck der Carl Flemming u. C. T. Wiskott A.-G. in Glogau. Liegnitz: Selbstverlag¹⁾.

Die Notwendigkeit sogenannter Grundkarten, die für bestimmte Gebiete die Grenzen der Stadt- und Dorfgemarkungen mit deren Namen, ergänzt etwa durch Gradnetz und Flußnetz, wiedergeben, als Hilfsmittel zur kartennmäßigen Darstellung historischer Forschungsergebnisse, ist von der landesgeschichtlichen Forschung jetzt wohl allgemein anerkannt und für Gesamtdeutschland ein einheitlicher Maßstab von 1:100 000, der zwei Blätter der Generalstabskarte auf einem Blatt zu vereinigen gestattet, als zweckmäßig angenommen. Diesem Gedanken verdankt die von der Historischen Kommission für Schlesien herausgegebene Grundkarte für Schlesien, von der im letzten Jahre die ersten vier Blätter (Sagan, Breslau, Glatz, Ratibor) erschienen sind, ihre Entstehung.

Es ist klar, daß neben dieser Grundkarte, die die Provinz Schlesien auf 36 Blättern von je 35×55 cm zur Darstellung bringen wird und deren Fertigstellung erst in einer Reihe von Jahren zu erwarten steht, noch eine Karte der Gemarkungsgrenzen in kleinerem Maßstab notwendig ist, auf der die Ergebnisse übersichtlich zusammengefaßt oder auch vorläufig rasch skizziert werden können, die aber auch unabhängig von der Grundkarte verwendet werden kann in solchen Fällen, wo die Größe des Maßstabes belanglos ist, zur Herstellung von Anschauungsmaterial für Vorträge und Unterrichtszwecke, für Ausstellungen u. dgl. Diesem Bedürfnis kommt die „Übersichtskarte der schlesischen Gemarkungsgrenzen“ entgegen, die der Bearbeiter der Grundkarte jetzt erscheinen läßt. Sie gibt in klarer Zeichnung, ohne Gradnetz, das Flußnetz blau, die Gemarkungsgrenzen mit Namen schwarz, die Kreis- und

¹⁾ Preis: Reg.-Bez. Liegnitz u. Breslau dank einer Beihilfe der niederschlesischen Provinzialverwaltung je 1 RM., Reg.-Bez. Oppeln 1,60 RM. Hierzu tritt für Postverwand und Verpackung: gefaltet, für zwei Karten 0,10 RM., für 4 Stück 0,20 RM., für 10 Stück 0,40 RM.: bei Zuzahlung in Papprolle, ungefaltete, mit noch der Preis für diese 0,25 bis 0,40 RM je nach Größe hinzu. Zuzahlung gegen Nachnahme oder Voreinendung des Betrages durch Postanweisung an Vermessungsrat M. Helmich, Liegnitz, Goldberger Straße 2, bezw. durch Überweisung auf sein Postcheckkonto Breslau 68738.]

Bezirksgrenzen rot, außerdem die Lage der Ortschaften über 500 Einwohner, wobei durch sechs verschiedene Signaturen noch Städte und Dörfer nach der Einwohnerzahl in drei Größen unterschieden werden. Wo es anging — das sind allerdings seltene Fälle — ist auch die Grenzlinie zwischen Guts- und Gemeindebezirk angegeben, ebenso sind die Forstbezirke abgefordert. Zugrunde gelegt ist wie bei der Grundkarte der Stand von 1909, die Karte umfaßt also die Provinz in ihrem alten Umfange. Gewiß erscheinen auf der Karte einzelne Bemerkungen winzig klein und zur Lesung der mit geringen Ausnahmen stets angegebenen Ortsnamen wird in manchen Fällen der Leser sich der Lupe bedienen müssen. Trotzdem ist die Karte bei ihrer überaus sorgfamen Ausführung für ihren Zweck von ausreichender Klarheit. Die Wahl des Maßstabes 1:300 000 empfahl sich, weil er gestattet, die Eintragungen auf die im gleichen Maßstab gehaltene Übersichtskarte der staatlichen Landesaufnahme, die auch Bodenrelief und Waldbedeckung gibt, zu projizieren oder doch mit ihr in Vergleich zu setzen, und wegen der größeren Übersichtlichkeit, denn im Maßstab der Topographischen Karte 1:200 000 der Landesaufnahme würde die Provinz eine Fläche von 2 qm einnehmen, während die drei Blätter der Übersichtskarte je etwa eine Fläche von 60×70 cm bedecken.

Es ist vielleicht nicht überflüssig zu betonen, daß die Übersichtskarte ebenso wie die Grundkarte nicht an sich schon eine „historische Karte“ sein will. Sie ist es allerdings insofern, als sie einen Zustand der Gemarkungsgrenzen wiedergibt, der neuerdings durch die Auflösung und vielfache Änderung der historischen Zugehörigkeit der Gutsbezirke tiefgreifende Änderungen erfahren hat. Gewiß sagt auch der bloße Anblick der Größe und Form der Gemarkungen, ihrer Lagerung zu einander, zum Flußnetz, zu Gebirge und Heideland dem kundigen Auge in historischer Beziehung schon vieles. Die Übersichtskarte läßt z. B. ganze Siedlungsbezirke und -typen plastisch hervortreten, das vorgegeschichtliche Siedlungsland mit auffallend kleinen Gemarkungen, das Neubruchland der Kolonisation, die Bezirke der Reihendörfer u. a. m. Aber das ist nicht Zweck und Bedeutung solcher Karten. Sie sollen nur Unterlage sein für Kartenentwürfe verschiedenster Art, der feste Rahmen für die Eintragung von Forschungsergebnissen, die im Kartenbild zur Anschauung gebracht und für weitere Forschung fruchtbar gemacht werden sollen, sie sollen dem Forscher die mühselige Arbeit ersparen, sich selbst das Gerüst für seine Karte herzustellen, und damit von vornherein eine Menge Fehlerquellen ausschalten. Da durchgehende Kartierungen der Gemarkungsgrenzen in Schlesien erst nach der Mitte des 19. Jahrhunderts stattgefunden und die Grenzen seitdem sich wenig geändert haben, konnte ein der Gegenwart möglichst nahe liegender Zeitpunkt als Norm gewählt werden. So bleibt die Karte auch für die Kartierung der Zustände der Gegenwart verwendbar. Die Einstellung auf einen vor jenen Kartierungen liegenden Zeitpunkt, so sehr sie im Interesse des Geschichtsforschers liegen würde, ist praktisch undurchführbar. Bei der relativen Konstanz der Dorfmarkungen in Schlesien durch die

Jahrhunderte geben Grundkarte wie Übersichtskarte doch eine brauchbare Grundlage auch für die Darstellung vergangener Verhältnisse. Namentlich in dem größeren Format der Grundkarte lassen sich übrigens im einzelnen Fall Veränderungen der Gemarkungsgrenzen leicht auf den früheren Zustand zurückführen.

Die Verwendungsmöglichkeiten der Übersichtskarte und der Grundkarte, wenn von letzterer erst größere Gebiete vorliegen, sind überaus vielseitig. Vor allem sind sie bequem zur Darstellung von Zuständen der Gegenwart. Bevölkerungs-, Konfessions-, Schul-, Medizinal-, Partei- und Wahlstatistik, Wirtschafts- und Sozialstatistik im weitesten Sinne, Pflanzen-, Tier- und Kulturgeographie (Volkskunde, Sprach- und Dialektgeographie) werden sich ihrer mit Nutzen bedienen können. Solche statistische Karten sind Querschnitte durch die Entwicklung und gewinnen später Bedeutung als Geschichtsquelle.

Aber auch für den eigentlichen Geschichtsforscher wird die Übersichtskarte ein unentbehrliches Hilfsmittel für viele Arbeiten werden. In der vorgeschichtlichen Forschung spielt die Karte als Forschungsmittel wie als Darstellungsmittel seit langem eine besondere Rolle, und wenn die archivalische Quellenforschung sich ihrer bisher seltener bediente, so lag dies zum guten Teil eben am Mangel eines brauchbaren Kartenschwarzdruckes, welcher nun behoben ist. Die Wirtschafts- und Sozialgeschichte besonders ist durch die Eigenart ihres Stoffes und ihrer Quellen auf solche Querschnitte durch die Entwicklung und deren Einspannung in den geographischen Raum in hohem Maße angewiesen. Ganze große Quellengruppen der Archive werden sich durch die Kartendarstellung der Anschauung erschließen und es wird so das Kulturbild der Vergangenheit sich zu den Verhältnissen der Gegenwart in Vergleich stellen lassen. Ich denke hierbei z. B. an das noch völlig unerschlossene wirtschafts- und sozialgeschichtliche Material, das in den Katasteraufnahmen des 18. Jahrhunderts niedergelegt ist, und an Quellen wie die Urbare der friderizianischen Zeit, Hufenverzeichnisse und Musterungslisten des 17. Jahrhunderts, kirchliche Visitationsprotokolle und dergleichen mehr. Nicht immer liegt freilich wie hier das Material gleichsam fertig zur Eintragung vor, sondern muß erst in mühsamer Sammelarbeit aus den Quellen zusammengetragen werden. Gerade dann ist die kartenmäßige Verarbeitung um so wichtiger. Wer es unternimmt, Herzogsland, Kirchenland und Adelsbesitz im alten Schlesien für eine bestimmte Zeit zu sondern oder die Entstehung des Großgrundbesitzes aus jenen drei Besitzkategorien oder die Verschlebung zwischen Guts- und Gemeindeländ durch den 30jährigen Krieg darzustellen oder wer die ältere Territorialeinteilung Schlesiens veranschaulichen will, findet dazu in der Übersichtskarte das bequemste Hilfsmittel. Namentlich für die Flurnamentforschung und für die Kolonisationsgeschichte verspricht die ausgiebige kartenmäßige Gruppierung des Einzelmaterials schöne Erfolge. Dies nur einige Beispiele für die reichen Verwendungsmöglichkeiten der Karte. Der kürzlich erschienene „Geschichtliche Handatlas der Rheinprovinz“ gibt eine Anschauung von dem

Oberbau, der solche Kartearbeit schließlich krönen soll. Zu wünschen bleibt allerdings die Ergänzung der Karte — und das gilt auch für die Grundkarte — durch Anschlußblätter, welche die Gemarkungsgrenzen in den schon in früheren Jahrhunderten von Schlesien abgetrennten Gebieten (Fraustadt, Siwierz, Auschwiz, Zator, Krossen, Schwiebus, Osterreich-Schlesien) wiedergeben.

Es ist selbstverständlich, daß die Übersichtskarte nicht etwa die Grundkarte ersetzen oder überflüssig machen soll. Beide sollen einander ergänzen. Wer von der Grundkarte ausgeht, wird doch nur mittels der Übersichtskarte seine Ergebnisse der Allgemeinheit zugänglich machen können. Umgekehrt wird, wer sich von vornherein der Übersichtskarte bedient, vielfach auf die Grenzen ihrer Verwendungsmöglichkeit stoßen und zur ergänzenden Benutzung der Grundkarte geführt werden. Für Darstellungen, die Schrift- oder komplizierte Zeichen- oder Farbeintragungen in die einzelnen Gemarkungen oder die Ziehung von Grenzlinien innerhalb derselben notwendig machen, wird die Übersichtskarte in der Regel nicht ausreichen, dagegen ist sie die gegebene Unterlage in allen Fällen, wo mit einfachen Farbsignaturen oder Schraffierungen gearbeitet werden kann. Es ist zu hoffen, daß der Gebrauch der Übersichtskarte die Notwendigkeit der rascheren Fertigstellung der Grundkarte immer klarer herausstellen wird. D. S c h w a r z e r.

Mitteilungen.

Mitgliederbewegung vom 24. Juni bis 12. Dezember 1928: Gestorben sind: Stadtrat Brendgen, Breslau; Konsistorialrat Pollak, Breslau; Ehrensdmherr Gansse, Waldenburg; Studienassessor Großmann, Neumarkt; Rektor Werner, Kiel; Postdirektor Jung, Breslau; Graf v. Kossoth, Briese; Pfarrer Menzel, Gr. Wierau; Rechnungsrat Aloise, Freystadt, Ndr.-Schlesien.

Als neue Mitglieder traten ein: Oberlandesgerichtsrat Renner, Dr. Werner Milch, Breslau; Lehrer Dworaczek, Al.-Ramsen, Kr. Neustadt; Freiherr Prinz v. Buchau, Kühschmalz, Kr. Grottkau; Karlan Kalka, Franenberg, Kr. Frankenstein; Bürgermeister i. R. Graemer, Löwenberg, Schles.; Stadtrat Böckel, Gleiwitz; Stud.-Ass. Freitag, Städt. Realgymnasium, Stadtbücherei in Dppeln; Erzpriester Treutler, Rogwitz, Kr. Grottkau; Pfarrer Wersch, Aligrottau; kath. Volksschule, Glogau; Apotheker Czypionka, Dr. med. Scholz, Dr. med. Pietsch, Amtsgemeindevorsteher Enger, Pfarrer Drzyzga, Schule 1, Gemeinde, alle in Schomberg, Kr. Beuthen OS.; stud. phil. Franzke, Oberstudien-direktor Dr. Kosellek, Breslau; Reform-Realgymnasium zu Neumarkt; Privatdozent Dr. Epstein, Breslau.

Um die Werbung haben sich besonders verdient gemacht Herr Erzpriester Kleiner in Kopitz OS.; Rektor Franzke in Schomberg OS.; Oberstudien-direktor Grund, Dppeln; Lehrer Heinelt, Franenstein; Seminar-direktor Lampe, Löwenberg.

Die Vorträge für Januar/März 1929 geben wir auf beiliegendem rotem Zettel bekannt.

Die allgemeine Mitgliederversammlung (Jahresbericht, Kassenbericht, Neuwahl des Vorstandes) findet am Montag, dem 11. Februar 1929, im Hörsaal III der Universität statt.

Zur Beachtung.

Der Mitgliederbeitrag, dessen freiwillige Erhöhung sehr erwünscht ist, beträgt für das Vereinsjahr 1929 wiederum mindestens 5 Mark. Ich bitte, den Betrag unter Benützung der beiliegenden Zahlkarte bis zum 31. März d. J. auf das Postscheckkonto des Vereins für Geschichte Schlesiens, Breslau 9411, einzahlen zu wollen; andernfalls nehme ich an, daß die Einziehung des Betrages durch Nachnahme gewünscht wird.

Jungfer, Schatzmeister.

Sieben erscheint:

Die Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien

von Universitätsprofessor Dr. Hans Seeckel.

Bd. 1. Geheftet 10.— Mk., in Leinen 13.— Mk.

mit 16 Bildbeilagen.

Die langentbehrte grundlegende wissenschaftliche Darstellung
des gesamten schlesischen Schrifttums.

Das vorliegende Werk bringt die Erfüllung des alten Wunsches nach einer Gesamtgeschichte des schlesischen Schrifttums. Der Verfasser hat bei aller Herausarbeitung der durch die Grenzlage des Landes bedingten besonderen Verhältnisse stets den Zusammenhang der schlesischen Dichtung mit der allgemeinen deutschen Geistesgeschichte gebührend hervortreten lassen. Die geschichtlichen, wirtschaftlichen und sozialen Grundlagen sind in ihrer Bedeutung für das literarische Schaffen gekennzeichnet, wie auch andererseits die stilgeschichtliche Entwicklung ihre Berücksichtigung findet. So rundet sich das Werk, dessen abschließender zweiter Band in absehbarer Zeit folgen wird, zu einer großangelegten Darstellung des kulturellen Werdens im deutschen Schlesien.

Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau



456
11951

Die wichtigsten Neuerscheinungen von 1928/29:

Schlesische Bibliographie.

Herausgegeben von der Historischen Kommission für Schlesien.

Band I: Bibliographie der schlesischen Geschichte von Dr. V. Loewe, brosch. RM. 20.—, in Leinen gebd. RM. 25.—.

Band II: Bibliographie der schlesischen Vor- und Frühgeschichte von Dr. E. Boehlich, brosch. RM. 12.—, in Leinen gebd. RM. 16.—. Weitere Bände in Vorbereitung, u. a. Botanik, Zoologie.

*

Osteuropäische Bibliographie.

Herausgegeben vom Osteuropa-Institut in Breslau.

3. Jahrgang für das Jahr 1922, erschienen 1926, brosch. RM. 30.—.

4. Jahrgang für das Jahr 1923, erschienen 1928, brosch. RM. 88.—. geb. RM. 92.—. Weitere Jahrgänge in Vorbereitung.

*

Schlesische Volkskunde.

Von Wilhelm Schremmer.

189 Seiten, mit vielen, prachtvollen Tiefdruckbildern und schönem Leinenband RM. 4.50.

*

Das Tschechische Volk.

Von Dr. Alfred Fischel.

Band I: 234 Seiten in modernem Leinenband RM. 8.—.

Band II: 104 Seiten in modernem Leinenband RM. 4.—.

(Sondertitel: Aus dem Geistesleben des Tschechischen Volkes.)

Beide Bände in schöner Kasette RM. 12.—.

*

Im Erscheinen:

Die preußische Volksschulpolitik in Oberschlesien 1742—1848.

Von Alois Maria Kosler.

*

Die Entstehung des Städtewesens in Südungarn.

Von Dr. K. Schünemann.

*

Der Leidensweg des Oberschlesischen Volkes.

Geschichte Oberschlesiens von der Revolution bis zur Trennung.

Von N. Olbrich.

Brosch. etwa RM. 4.50, im Leinenband etwa RM. 6.—.

Priebatsch's Buchhandlung. Breslau u. Oppeln.

80
23/8/15322